

**Jean-Philippe Genet (dir.), Rome et l'État moderne européen, Roma (École française de Rome) 2007, 444 S. (Collection de l'École française de Rome, 377), ISBN 978-2-7283-0771-5, EUR 49,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Klaus Oschema, Bern**

Richtete sich das lange unter der Federführung von J.-Ph. Genet und W. Blockmans betriebene Forschungsunternehmen zur »Entstehung des modernen Staates« vor allem auf die Epoche des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit aus, so nimmt der vorliegende Band einen strukturellen Vergleich ausgewählter Aspekte der Staatlichkeit des antiken Rom und des spätmittelalterlichen Europas in den Blick. Wie D. Nicolet in seiner Zusammenfassung treffend hervorhebt (S. 419–426, hier S. 420), wird dieser Vergleich ganz im Sinne der programmatischen Vorgaben des *spiritus rector* Genet (S. 3–14) vorrangig als Kontrastierung durchgeführt. Zwar verweisen einige Autoren auf mögliche Resultate einer Zusammenschau, grundsätzlich bleibt die komparative Synthese aber weitgehend dem Leser überlassen. Dieser kann sich zu ausgewählten ›Strukturbereichen‹ – der Zeit(-wahrnehmung/-rechnung), der Raum(-ordnung), der Verwandtschaft, der (schriftlichen) Kommunikation und dem Recht – in jeweils gedrängten Synthesen und zuweilen auch in Fallstudien informieren.

Trotz der Forderung nach einem Vergleich, der sich nicht auf die Suche nach direkten Genealogien einzelner Phänomene begibt (S. 14), ging es dem Herausgeber doch darum, Verbindungslinien zwischen Rom, der mittelalterlichen Staatenwelt und dem modernen Staat herauszuarbeiten: Dies deutet schon der Klappentext an, der gewissermaßen den Schatten der römischen Größe von Karl dem Großen bis zu ›den Renaissance‹ auf dem europäischen Mittelalter liegen sieht. Derlei Linien mögen in der Tat für das frühe Mittelalter noch recht offensichtlich sein, wie M. Sot am Beispiel der Herrscherikonographie aufzeigt (S. 15–42). Um die Bezüge und Einflüsse deutlich werden zu lassen, wären hier allerdings genauere Hinweise zu den Vergleichsmaterialien aus der Antike wünschenswert gewesen (ebenso wie eine bessere Qualität der Abbildungen).

Glücklicher erscheint daher die Kombination der folgenden Beiträge, die sich der Zeit sowie ihrer Erfassung und Verwaltung widmen. Während J. Rüpke (S. 43–63) in der kontrastierenden Betrachtung Roms und der Frühen Neuzeit die symbolische Dimension der Kalenderpraxis vorführt, entwickeln J.-P. Boudet und O. Guyotjeannin (S. 65–96) ein faszinierendes Panorama des mittelalterlichen Zeitbewusstseins in seiner Entwicklung, die u. a. im Zusammenspiel mit technischen Innovationen erfolgt (man denke etwa an die Errichtung öffentlicher Uhren und die damit verbundene »Inbesitznahme« [*appropriation*] der Zeit, S. 82ff.). Wie durch eine glückliche Fügung enden die

beiden Autoren mit einem Verweis auf Immanuel Kants verspätetes Erscheinen zum Unterricht im Juli 1789 (der Philosoph hatte eben von der Einnahme der Bastille erfahren), und leiten damit passend zur zweiten Grundkategorie über, jener des Raums.

Hier konzentriert sich P. Gros ganz auf die Wahrnehmung der Stadt Rom und das Auseinandertreten zwischen dem bebauten Bereich der *Roma* und dem rituell markierten und damit symbolisch verfestigten Gebiet der *urbs* (S. 97–114). Demgegenüber eröffnen M. Lauwers und L. Ripart eine breitere Perspektive (S. 115–171), indem sie ein Diptychon zur räumlichen Verankerung zunächst der kirchlichen Institutionen und dann der weltlichen Herrschaft vorlegen. Für beide Bereiche stellen sie analoge Entwicklungen fest, die von einer »Personalisierung« der Herrschaftszusammenhänge am Beginn des Mittelalters über die Entstehung neuer Zentralorte hin zu einer »Territorialisierung« führen, die sie bereits im 12. und 13. Jahrhundert ansetzen (S. 170).

Während sich M. Corbier zum Thema der Verwandtschaft weitgehend auf die Frage nach der dynastischen Erbfolge (oder vielmehr deren Abwesenheit) in der Formierungsphase des Kaisertums konzentriert (S. 173–196), widersetzt sich A. Guerreau-Jalabert den Vorgaben des Herausgebers und nimmt ausdrücklich den Vergleich zwischen römisch-antiken und mittelalterlichen Verwandtschaftskonstruktionen in den Blick (S. 197–216). Sie kann dabei auf zahlreiche eigene Forschungsarbeiten zurückgreifen, so dass der mit dem Thema vertraute Leser kaum grundlegende neue Einsichten erwarten darf: Das Verschwinden der Adoption, die neue Bedeutung der geistlichen Verwandtschaft und damit die Annäherung zwischen »Freunden« und »Verwandten« bilden einen sozialen Rahmen, der sich von den Verhältnissen Roms unterscheidet. Das Aufzeigen der Konsequenzen fordert die Autorin abschließend aber erst ein, da ganz offensichtlich noch weitere Forschungsarbeit zu leisten ist (S. 216).

Natürlich wären bereits hier weitere Ausdifferenzierungen angebracht gewesen, wurde doch etwa das Patenschaftsinstitut im späten Mittelalter nördlich und südlich der Alpen unterschiedlich gehandhabt (vgl. zuletzt K. Seidel, *Freunde und Verwandte*, 2009, S. 148 und S. 285f., zur Kontrastierung des spätmittelalterlichen Kölns mit Florenz). Dass man »Rom« und »das europäische Mittelalter« also nicht als monolithische Blöcke fassen kann, verdeutlicht der Abschnitt zur »öffentlichen« Kommunikation: Hier stellt zunächst C. Moatti zum Schriftgebrauch in Rom (S. 217–250) einen Prozess der Monopolisierung an der Wende zur Kaiserzeit fest: Insbesondere Caesar habe als einer der ersten den Einsatz schriftlicher Kommunikation als Herrschaftsinstrument verstanden (S. 225). Für den mittelalterlichen Norden Europas unterstreicht R. Britnell (S. 251–263) die propagandistische Funktion des Siegels als Inschriftenträger – der keine römische Tradition kenne (S. 257) – und die an der Wende zum Spätmittelalter einsetzende Bedeutung des Archivs als Geschichtsspeicher und Herrschaftsinstrument (S. 262f.). Für den Süden, genauer: Italien, hebt I. Lazzarini (S. 265–285) insbesondere auf die enorme Ausweitung des Schriftgebrauchs ab dem 13. Jahrhundert ab, welche

der »lombardischen Leere« des 6. und 7. Jahrhunderts gegenüberstehe (S. 285).

Dem Recht als Kernbereich staatlich-herrschaftlicher Kompetenz widmen sich ebenfalls drei Beiträge: Auf Rom fokussieren J.-M. Davids Ausführungen zur Genese eines geregelten Strafsystems mit institutionalisiertem Gewaltmonopol in republikanischer Zeit (S. 287–311) und Y. Rivière's instruktive Erläuterungen zur Kontrolle des Justizapparats in der Spätantike (S. 313–339). Das Mittelalter repräsentiert – eingeschränkt auf das spätmittelalterliche Frankreich – C. Gauvard, die eine gleichermaßen souveräne wie thesenartig zuspitzende Darstellung zum Verhältnis von Herrschaft und Justiz im Spannungsfeld von institutioneller Rechtsprechung und herrschaftlichem Begnadigungsrecht vorlegt (S. 341–364).

Leider ist die Dimension des Steuerwesens nur für die römische Antike vertreten (von J. France, S. 365–380), obschon dieses Thema für das späte Mittelalter intensive Bearbeitung erfuhr (für Frankreich etwa jüngst durch J.-F. Lassalmonie und L. Scordia, für das Reich bereits vor längerer Zeit durch E. Isenmann). Zudem fragt France weniger nach dem Phänomen staatlicher Finanzautorität, sondern vielmehr nach der Genese einer sozialen Gruppe, welche die Finanzpolitik administrativ umsetzte. Schließlich widmet sich J.-Ph. Genet der weiten Frage nach dem Verhältnis von religiöser Legitimation und weltlicher Herrschaftsgewalt im lateinischen Europa des Mittelalters (S. 381–418). In einer nicht leicht zugänglichen Darstellung zeichnet er wichtige Etappen des Salbungsbrauchs nach (S. 390–401) und bietet Einblicke in die Debatte zum Verhältnis der kirchlichen und weltlichen Autorität an der Wende zum späten Mittelalter. Als zentralen Unterschied zur römischen Antike arbeitet er dabei die Aufspaltung der Autorität zwischen König und Papst heraus, die er analog zu A. Boureaus Formel der »unmöglichen Sakralität« des christlichen Herrschers fasst (S. 414 u. 418).

Der Band wird beschlossen von der erwähnten Zusammenfassung durch C. Nicolet, die allerdings keine Synthese versucht, einem Personenregister und kurzen Zusammenfassungen der Beiträge in französischer Sprache (mit Ausnahme von Rüpke, dessen englischer Text auch in dieser Sprache resümiert wird).

In der Gesamtschau können nicht alle Beiträge gleichermaßen überzeugen: Vor allem die souveräner angelegten Synthesen, etwa von Guerreau-Jalabert oder Lauwers und Ripart, die einen guten Einstieg in das jeweilige Thema vermitteln und auf aktuelle Diskussionen hinweisen, sind sicher von praktischem Nutzen. Hinzu kommen originelle und inspirierende Forschungsarbeiten, wie jene von Boudet und Guyotjeannin sowie Gauvard. Für den systematischen Vergleich der römischen Wurzeln, der mittelalterlichen Ausprägungen und vielleicht sogar der modernen Neuanfänge (und Antikenbezüge) in den ausgewählten Dimensionen gesellschaftlicher Ordnung und Organisation hält sich der Gewinn des Bandes aber in Grenzen: Hierzu sind die Zugriffe zu disparat, die thematischen Ausschnitte zu windschief angelegt. Vor allem aber fehlt genau jene Leistung, die der Leser eigentlich erwarten mag, nämlich die der Synthese. So gelangt man nach vollendeter Lektüre letztlich wieder bei

jener Frage an, die Genet einleitend in den Raum stellt: Wie sieht es eigentlich aus mit den Kontinuitäten vom Rom der Antike zu den mittelalterlichen Herrschaften, welche die Wiege der modernen Staaten bilden? (Die Aktualität solcher Fragen belegt auch die dem Übergang von der Antike zum Mittelalter gewidmete Tagung des Konstanzer Arbeitskreises vom März 2007, deren Ergebnisse unlängst erschienen sind: T. Kölzer, R. Schieffer [Hg.], Von der Spätantike zum frühen Mittelalter, 2009.) Selbstverständlich ist die Forderung nach einer engeren Zusammenarbeit zwischen »den Althistorikern und den Mediävisten einerseits und den Juristen und Historikern andererseits« (S. 14) nur zu unterstützen, zumal bei der Lektüre der Beiträge dauerhafte Problemfelder ebenso wie harte Brüche ins Auge fallen. Zu einem systematischen Bild ordnen sich diese Eindrücke aber nicht von selbst.